

„Jede Spritze
ist wie
ein kleiner Tod“



Alle 14 Tage bekommt Anna Psychopharmaka. Die schenken ihr die Freiheit, allein in ihrem Haus zu leben – und sperren ihre Gefühle und Gedanken ein. Nur wenige Tage vor ihrer Dosis ist sie sie selbst.

Statt einer Hausnummer weist mir ein zart gemalter Regenbogen auf weiß-rosa getünchter Fassade den Weg zu Annas Haus. Es steht wie ein freundlicher Rebell zwischen seinen baugleichen Brüdern, die sich mit akkurat geschnittenen Lorbeerhecken und marineblau lackierten Zäunen von ihm abgrenzen. Ein bemalter Löwe aus Ytong und Beton bewacht den moosbewachsenen Vorgarten, und eine rosafarbene Magnolie beschattet das schief eingehängte Gartentor. Die Eingangstür ist verziert mit einem getrockneten, knubbeligen Treibholz und einem Pferdebutton, der Pippi Langstrumpfs Pferd „Kleiner Onkel“ zeigt. Als Anna die Tür öffnet, betrachtet sie durch den schmalen Spalt mein Gesicht und sieht mir eine Weile in die Augen, ohne zu blinzeln. Dann scannt sie mich. Von oben nach unten, von außen nach innen. Scheinbar bestehe ich den

Test. Die 56-Jährige pustet sich eine blonde Haarsträhne aus den Augen, tritt entschlossen zurück und drückt mir ein Paar graue Puschen mit Schleifchen in die Hand.

Dies ist unser zweites Treffen. Unser Auftakt fand in der Begegnungsstätte der Pestalozzi-Stiftung Hamburg statt und verlief zäh. Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich nicht, dass unser Termin in der Mitte des Medikamentenzyklus liegt und ich die „echte Anna“, wie sie es beschreibt, an diesem Tag nicht kennenlernen würde. Zwei Stunden sah sie mich unverwandt an, die Hände um einen Becher gefaltet. Ich füllte die Stille mit Fragen, Anna antwortete. Das tat sie bereitwillig, aber einsilbig. Ich erfuhr, dass sie 1981 Abitur machte, erst Evangelische Theologie und Kunsterziehung studierte, später Religion durch Englisch ersetzte, in einer Wohngemeinschaft wohnte, mehrmals in Kanada war, um Kanus zu bauen und sich selbst zu finden, und eine Ausbildung als Pharmazeutisch-technische Assistentin absolvierte. Anna sprach auch darüber, dass sie telepathisch Stimmen empfangt. Und doch fühlte es sich so an, als hätte ich nichts über diese Frau erfahren. Fast so, als hätte die 56-Jährige über jemand anderen berichtet. Zwei Tage dachte

ich über Anna nach, über ihre prüfenden, veilchenblauen Augen und ihre passive Art, mir zu begegnen. Dann bat ich darum, sie besuchen zu dürfen.

„Ich wurde hellhörig und hellfühlilig.“ Sie lächelt, und sie sieht dabei traurig aus.

Unser zweites Treffen findet am Tag eins nach der Spritze statt – nach Annas Zeitrechnung am letzten Tag, den es sich zu zählen lohnt. Schon in etwa zwölf Stunden wird sich die Wirkung der Psychopharmaka voll entfalten. Für meinen Besuch hat Anna Tee aufgebrüht und Kerzen in der Küche angezündet. Doch der Tee wird eine Stunde in der Kanne ziehen – zu vieles in dem verwinkelten Einfamilienhaus lenkt mich ab. Die hüfthohe Indianerfigur mit Baby im Arm, die die Treppe ins Obergeschoss bewacht; die Glaskugel mit dem echten Kleeblatt darin, die Anna in einem Schreibwarengeschäft fand; die buddhistische Befreierin Tara, die als Büste im Regal residiert; ihre selbst gemalten Ölbilder, die abgeschlagene Bäume zwischen Weizenfeldern zeigen. Anna

drängt nicht, sie folgt mir und beobachtet aufmerksam, was ich tue. So als wäre sie selbst neugierig, was ich entdecke. Zu einigen Fundstücken erzählt Anna eine Geschichte. Das tut sie mal in hoher und mal in tiefer Tonlage und mit Körpereinsatz. Sie wirkt lebendig, voller Energie, wie ein junges Mädchen. Die 56-jährige demonstriert mit ihren Fingern, wie sie Tara Schicht für Schicht aus dem Ton herausgeschält habe. Sie beschreibt, wie sie die Indianerin in einem Laden in Hamburg-Barmbek entdeckt, in den Arm genommen und 200 Euro dafür bezahlt habe, weil sie die so schön gefunden habe.

Auf meinem Streifzug durch Annas Welt streiche ich mit den Fingerspitzen über Figuren aus Porzellan, aus Überraschungseiern, aus Filz und Holz. Ohne ein „Nein“, „Sei vorsichtig“ oder „Das ist zerbrechlich“ zu hören. Anna hat mir mit dem Durchschreiten der Eingangstür einen Freifahrtschein ausgestellt. Als ich im Obergeschoss ankomme, schaue ich einem lebensgroßen Pferd in die braunen Augen, es ist aufgeklebt auf die Schlafzimmertür. Es erinnere sie an ihr eigenes, erzählt sie, das als Fohlen zu ihr gekommen sei und das sie als junges Mädchen zum Vielseitigkeitspferd ausgebildet habe. Neben einem roten Sofa ziehe ich einen flatternden Vorhang beiseite – ich will aus dem geöffneten Fenster schauen, das ich dort vermute – und blicke in einen kleinen

„Wenn ich von Telepathie spreche,
denken alle, ich bin verrückt.“

Raum, gebaut in eine Abseite mit Schrägen, in dem der Wind durch die fingerbreiten Ritzen pfeift. Filigrane Buddhafiguren aus Jade und Stein, eine Figur des hinduistischen Elefantengotts Ganesha, Räucherstäbchen, Kerzen und eine Orchidee rahmen eine Yogamatte ein. Unzählige Übungen wie Sonnengrüße und herabschauende Hunde haben sie abgewetzt. Es ist dort kalt. Deshalb sitzt die 56-Jährige in den Wintermonaten in ihrer Küche vor der E-Heizung auf dem Boden und meditiert. Meditation sei für sie seit 17 Jahren der Schlüssel zu ihrem Inneren, so Anna. Statt wie ihre Freunde Anfang der 80er Jahre gegen den Kalten Krieg auf Demonstrationen zu gehen, geht sie schon damals lieber in sich selbst. Mehrmals täglich. Diese vielen Stunden der inneren Einkehr machen Anna sensibel. „Zu sensibel finden die anderen Menschen“, sagt sie. „Ich wurde hellhörig und hellfühl.“ Sie lächelt, und sie sieht dabei traurig aus. Ihr Geist sei plötzlich zu offen gewesen, wie 24 Stunden am Tag auf vollen Empfang geschaltet, erklärt sie dieses diffuse Gefühl.

„Ich wusste nicht mehr, was ich fühle“, beschreibt Anna ihre Verzweiflung kurz nach dem bestandenen Abitur. Die damals 20-Jährige reist nach Kanada zu einer Auswandererfamilie aus Deutschland, die sie für einige Monate aufnimmt. Das Leben in der rauen Natur sei für sie nicht nur eine Offenbarung gewesen, es sei vielmehr einer Initiation, einem rituellen Übergang von einer Lebensstufe zur nächsten, gleichgekommen, erinnert sich Anna. Sie baut mit ihren Gasteltern Abraxas und Ingeborg Kanus, paddelt 500 Kilometer durch die Wildnis und lernt, mit „Bäumen zu sprechen“. „Wie das?“, frage ich. „Das müssen Sie die Bäume fragen“, erklärt sie leise, „das müssen Sie fühlen.“ Anna hat über diese Zeit ein Tagebuch geschrieben, das sie mir wie einen zerbrechlichen Schatz in die Hände legt. Sie schreibt darin: „Jahrelang habe ich diese Kraft als Einbildungen abgetan. Doch ich merke, nun kommt der Punkt, an dem selbst mein Verstand nicht mehr leugnen kann, dass da etwas ist, was Körper und Herz schon längst wissen und was über ihn hinausgeht. Er kann sich nicht mehr gegen das Fallen wehren, und ich tauche ganz in das Strömen ein.“ Wenige Tage später kommen weitere Zeilen hinzu: „Ich spüre nun eine tiefe, fließende Unendlichkeit. Will ich sie beschreiben, zerrinnen mir die Worte. Doch ich fühle, wie sie alles Lebende umwebt und durchströmt.“

Während ich lese, beugt sich Anna leise über den Tisch und meine nackten Unterarme, die darauf liegen. Sie kneift die Augen zusammen, betrachtet die Gänsehaut darauf und sagt: „Wer weiß, vielleicht verstehen Sie das sogar ein bisschen.“

Sie habe in Kanada „gedeihende innere Freiheit“, „ausdauernde Konzentration“ und „tiefe Erlebnisfähigkeit“ gefühlt, erzählt sie mir. Doch diese Fähigkeiten seien schon wenige Wochen nach ihrer Rückkehr nach Hamburg wieder verschwunden. Genau wie das „mit den Bäumensprechen“.

Nach der Reise vermisst Anna die Weite. Ihr Jugendzimmer wird für sie zu einer „Gefängniszelle“. Sie bezieht die Baracke aus der Nachkriegszeit im Garten, 60 Meter entfernt von dem Elternhaus, in dem sie heute allein lebt. Dort malt, töpfert, schreibt sie bis zur totalen Erschöpfung. Die Distanz reicht nicht. Zwei Jahre nach Beginn ihres Studiums flüchtet sie mit ihrem Ersparten erneut nach Kanada. Ein Tagebucheintrag aus der Zeit des zweiten Trips lautet: „Ich bin ein einziger Widerspruch! Warum kann ich nicht einfach in mich

hineinatmen und aus mir herausatmen, dabei alles Künftige auf mich zukommen lassen und das als die beste Vorbereitung ansehen?“

Auf das Leben in Hamburg ist Anna erneut nicht vorbereitet. Sie zieht aus.

Der Beginn ihrer Krankheit mit 32 Jahren seien die Stimmen in ihrem Kopf gewesen, attestieren ihr später die Ärzte. Erst eine, dann werden es schnell mehr. Bis sie das Wortchaos eines Tages wie ein Bienenschwarm verfolgt. Anna setzt sich ins Auto und fährt an die Nordsee, die Stimmen im Windschatten. „Dann stand ich auf einer Düne, und der Wind blies mir ins Gesicht“, erinnert sich Anna. „Das pustete die Stimmen davon. Problem gelöst.“

Sie kamen Jahre später wieder, aber nicht mehr in dieser Intensität. Auf meine Frage, was sie ihr erzählen, bleibt Anna vage. Das sei nichts Spannendes, aber privat. Manchmal melden sich auch Menschen, die sie kennt. Wie Abraxas, ihr Mentor aus Kanada. So halten sie ab und an Kontakt miteinander, erklärt sie, wie alte Weggefährten. Nur eben in Gedanken und nicht per E-Mail. Eigentlich möchte sie darüber nicht reden. „Wenn ich von Telepathie

spreche, denken alle, ich bin verrückt“, sagt Anna. Sie versucht mit keiner Silbe, mich von dieser Fähigkeit zu überzeugen. Und doch hatte ich bei unserem ersten Treffen das Datum ihres Geburtstages erraten, zumindest fast. Als ich sie danach fragte, schaute sie mich nur wortlos an. Ich tippte drauflos: „Im April? Vielleicht am 19.“ Es ist der 9. April.

Der Gedanke, wegen dieser inneren Kraft einen Arzt zu konsultieren, kam ihr nie. „Warum auch? Die denken ja nur, ich denk zu viel“, sagt Anna. Sie fühlt sich zu diesem Zeitpunkt nicht so frei wie in Kanada, aber doch gesund und stark. Ihr Kopf sei in den Wolken gut aufgehoben gewesen, sagt sie. Nur wenige Monate später landet sie in Ochsenzoll und wird mit dem Antipsychotikum Haldol behandelt. „Bis heute verfluche ich diesen Tag“, sagt sie. Dabei schüttelt sie sich und schaut aus dem Fenster auf ihren selbst gebauten Wunschbrunnen, der mit Hunderten Mosaiksteinchen verziert und der Tara, der buddhistischen Befreierin des Karmas, gewidmet ist. Den Wunsch, die Zeit zurückdrehen zu können, hat er ihr bisher nicht erfüllt.

Ihre erste Erfahrung mit „den Seelenklempnern in Ochsenzoll“ schildert sie als eine Verkettung unglücklicher Zufälle. Sie erinnere sich nur noch, dass sie mit einer Psychiaterin über ihren Stiefvater sprechen wollte, weil sie befürchtete, er könne eine Depression haben.

„Vollgepumpt haben die mich. Ich wurde ausgeschaltet.“

„Aber statt Hilfe für ihn zu bekommen, bekam ich eine Tablette“, ruft sie und knallt ihre Tasse mit Schwung auf die Tischplatte neben die Teekanne aus Metall, deren Beulen und Schrammen von Erfahrung mit Annas Kraft zeugen. „Wegen der Nebenwirkungen kam ich nach Ochsenzoll“, so Anna. „Vollgepumpt haben die mich. Ich wurde ausgeschaltet. Ich habe gar nicht verstanden, was mit mir passierte. Wie auch, ich kannte bis dahin ja höchstens Schnupfenmittel wie Gelomyrtol.“

Es ist der Anfang einer langen Geschichte mit vielen Krankenhausaufenthalten. Immer nach dem gleichen Schema: Anna, die sich nicht krank fühlt, kommt auf die Geschlossene, wird medikamentös eingestellt, kommt wieder raus, setzt die Medikamente ab. Sie erträgt die Warte um ihre Seele nicht, die sich so anders als die Wolken anfühlt. Die Künstlerin in ihr leidet unter kreativen Flauten, unter Antriebslosigkeit: „Ich habe meine expressionistische Art vermisst. Ich habe verstanden, dass die für manche Menschen zu viel ist, aber hier, in meinem Haus, schade ich doch niemandem. Oder?“

Sie holt ihre kleine Digitalkamera hervor, stellt sich vor das Küchenfenster, zupft ihren hellgrauen Kapuzenpullover zurecht, streicht sich den Pony glatt und schießt mit ausgestreckten Armen ein Selbstporträt. Dabei verzieht sie keine Miene: Es solle möglichst neutral sein, erklärt Anna. Stimmung einfangen, nennt sie dieses Prozedere. Viermal im Monat ist das ihr Ritual. Immer ein Foto kurz vor der Spritze, immer eines eine Woche danach. Sie zeigt mir ihre Bildergalerie der vergangenen Monate, und ich sehe zwei Frauengesichter, die sich wie die von eineiigen Zwillingen gleichen. Und die doch kaum unterschiedlicher sein können: Das eine hat eine glatte Stirn, einen offenen Blick und Lachfältchen, die sich wie ein Spinnennetz um die Augenwinkel ziehen. Das andere Gesicht ist knitterig und fahl, die Augen wirken durch die zusammengezogenen Brauen, als würden sie näher zusammenstehen, der Blick ist lauernd. „Das eine bin ich“, erklärt sie, „das andere nicht.“

Bei diesen Worten liegt Annas Hand auf der Arbeitsplatte aus Holz in der Küche. Ihre gespreizten, schmalen Finger verdecken einen Spalt, den sie in einer Medikamentenpause mit einem Beil hineinhackte. Anna hat ihn mit einer Paste aufgefüllt und anschließend ein Bild darauf gemalt. Auch ihr Waschbecken im Bad fiel dem Beil zum Opfer. „Manchmal wusste ich nicht, wohin mit meinen Emotio-

Die Gefühle, die sie tief in ihrem Inneren noch erahnt, manchmal nur erinnert, bannt sie auf Leinwand.

nen“, erklärt sie. „Aber ich würde nie jemandem etwas tun.“ Ihre Nachbarn glauben das nicht. Keiner der Anwohner habe sich eben die Mühe gemacht, herauszufinden, wer sie sei, sagt Anna. Eine Familie sei sogar ihretwegen weggezogen: Die Kinder sollten nicht mit „so einer“ in derselben Straße wohnen. Einmal hört sie am geöffneten Fenster, wie ein Kind ihr Zuhause fröhlich als das „Haus der Hexenfrau“ bezeichnet. Das trifft sie nicht. Doch als die Mutter bissig korrigiert: „Nur Hexe, das ist keine Frau“, macht es sie traurig.

Nach der Spritze verschwindet diese Trauer. Sie schwemmt alle anderen Empfindungen, wie das Glückliche, gleich mit davon. „Jede Spritze ist wie ein kleiner Tod“, sagt sie heiser, die Augenlider fest zusammengepresst. Was ihr danach fehle, sei hundertprozentig zu fühlen. Das satte Grün zu betrachten, den Geruch eines Sommerregens in den Bauch zu atmen, ein Blütenblatt zart zu streicheln. Dann strafft sie die Schultern und sagt bestimmt: „Absetzen, das darf ich nicht. Sonst nehmen die mir

mein Haus weg und sperren mich ein.“ Mit „die“ meint Anna die Richter, die ihr als Auflage gaben, die Medikamente zu akzeptieren. Die, die sie 2015 für zwei Jahre in eine geschlossene Einrichtung nach Rickling im Kreis Segeberg zwangseingewiesen hatten. Und deshalb seien die, so Anna, auch für ihre erste graue Strähne verantwortlich.

Anna hält sich nach dieser Erklärung die Hand vor den Mund und schaut mich einen Moment lang erschrocken an. Dann lacht sie, streicht sich die Haare hinter die Ohren und sagt: „Na ja, hier hört uns ja keiner.“ Bisher habe noch kein Jurist telepathisch Kontakt mit ihr aufgenommen.

Die Gefühle, die sie tief in ihrem Inneren noch erahnt, manchmal nur erinnert, bannt sie auf Leinwand. Mehr als 200 Bilder lagern in ihrem Wohnzimmer und im Schuppen. Anna verschenkt ihre Kunst gern an Besucher – doch die Stapel wachsen. „Da müssten schon Gruppen hier durchreisen“, sagt die 56-Jährige, „um den abzutragen.“

Aber sie wolle auch gar nicht so viele Menschen in ihrem Haus haben, schiebt sie schnell hinterher: Wenn sie Gesellschaft und Rat wünsche, besuche sie die Begegnungsstätte der Pestalozzi-Stiftung Hamburg. Ein- bis zweimal die Woche spricht sie dort mit ihren Betreuerinnen Clara und Frieda über ihre Probleme, isst manchmal dort Kuchen und unternimmt

Spaziergänge. Das reiche ihr, so Anna, und gebe ihr das Gefühl, ein bisschen zu dieser Gesellschaft zu gehören.

Die 56-Jährige verstaut sorgsam die geliebten Schleifchenpuschen im Regal, als wir wieder an der Haustür stehen. Anna hat sie erneut nur einen Spaltbreit geöffnet und schaut mir, wie bei der Begrüßung, lange in die Augen. Dann nickt sie dreimal und eilt zurück ins Wohnzimmer. Ich höre etwa 20 Mal Holz gegen Holz klappen und leises Gemurmel. Als sie zurückkommt, hält sie eine 40 x 40 Zentimeter große Leinwand in der Hand. Das Bild trägt den Namen „Froschkönig, Schweinchen oder Steckdose?“, darauf sind Wirbel und Linien in Orange und Gelb gemalt. Dann stupst Anna die Tür bis zum Anschlag auf und sagt lächelnd zum Abschied: „Wenn Ihnen die Farbe nicht gefällt, dürfen Sie jederzeit wiederkommen, um es umzutauschen.“ Doch das werde ich nicht – Orange ist meine Lieblingsfarbe.

Bipolare Störung
Schizophrenie

Seite 116

Seite 123